

Puppen und Schatten

Gerade erst war die Premiere. Eine weitere ausverkaufte Vorstellung im Theaterhaus G7 folgte, doch nun bis vorerst Ende November keine einzige mehr. Dabei passt „Der Bau“, den die Mannheimer Figurenspielerin Maren Kaun nach Texten von Kafka und Charms für sich zusammengestellt hat, ausgesprochen gut in diese Zeit.

VON STEFAN OTTO

Das kleine Mannheimer Theaterhaus G7 muss wie alle Bühnen, Kinos und Konzerthäuser vom 2. bis 30. November geschlossen bleiben. Ihre nächste Vorstellung vor Ort finde demnach am 11. Dezember statt, kündigt Kaun schon mal an und klopft sich zuversichtlich sanft an den Kopf, auf Holz, als wäre es der Kopf einer ihrer Marionetten. Dabei stecken in dem ihren doch wohl vor allem viel Fantasie und Kreativität sowie das Durchhaltevermögen, die Begeisterungsfähigkeit und der Mut, die fraglos dazugehören bei einer Frau, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts als freiberufliche Puppenspielerin durchs Leben geht.

Bis 2000 studierte sie Figurentheater an der Hochschule für Darstellende Kunst und Musik in Stuttgart. Mit ihrem Tourneetheater, dessen Atelier sich im Mannheimer Mühlauhof befindet, bereist sie, so die Zeiten es erlauben, den gesamten deutschsprachigen Raum und gibt Gastspiele im europäischen Ausland. Ganz klassisch, mit „Rapunzel“, hat sie vor 20 Jahren begonnen, doch als zweites Stück gleich ihre eigene Vorlage „Fruchtfleisch – Über die Schönheit zu Mord“ auf die Bühne gebracht, ein Spiel um Vampire, Elisabeth Báthory, „die Blutgräfin“, und eine mordende Kinderkrankenschwester, ausdrücklicher nur für erwachsene Zuschauer.

Franz Kafka, ebenfalls nichts für Kinder, hat sie bereits vor einem Jahrzehnt mit „Die Verwandlung“ gespielt, eine der wenigen Erzählungen,



Grauen trifft Komik: Maren Kaun in ihrer surrealen Inszenierung „Der Bau“.

FOTO: CHRISTIAN KLEINER/FREI

die schon zu Lebzeiten des 1924 verstorbenen Autors veröffentlicht wurden. „Der Bau“ hingegen, der knapp 50 Seiten starke und dennoch unvollendete verstörende Monolog eines Tieres, stammt aus den letzten Lebensjahren des Schriftstellers und ist erst posthum 1928 erschienen.

Das Faszinierende an seinen Erzählungen sei die Darstellung der Aus-

weglosigkeit, gewürzt mit einem Schuss tiefschwarzen Humors, erklärt die Puppenspielerin. Sie führt seine bedrückende Geschichte zusammen mit kurzen Erzählungen des Russen Daniil Charms, eines Zeitgenossen des Prager Dichters, dessen Texte jedoch erst im Zuge der sowjetischen Perestroika in den 1980er-Jahren größere Öffentlichkeit erfuhren.

Stilistisch, konnte man bei der Premiere von „Der Bau“ feststellen, passen Kafkas und Charms' ausgewählte Texte überzeugend zusammen. Inhaltlich durfte man sich dagegen schon mal fragen, ob da überhaupt ein Zusammenhang besteht beziehungsweise erwünscht war. Charms' Anteil an Kauns eigentümlicher Synthese sorgte vor allem für die Ab-

wechslung und den Humor, während Kafkas titelgebende Vorlage ihr Wesen ausmachte.

Es schlafe „den süßen Schlaf des Friedens, des beruhigten Verlangens, des erreichten Zieles des Hausbesitzes“, schildert da ein unbestimmtes Tier den weit verzweigten unterirdischen Erdbau, den es für sich gegraben und angelegt hat. „Er ist so gesichert, wie eben überhaupt auf der Welt etwas gesichert werden kann“, äußert es und zweifelt doch geradezu zwanghaft immer wieder, ob seine Behausung wirklich allen möglichen Angriffen und Gefahren standhalten könnte.

Es spiegelt sich darin das „Cocooning“, das Einigeln zu Hause, das gerade zu Zeiten der Pandemie befördert und sogar empfohlen wird, das die unaufhörliche Angst um die eigene Gesundheit um die Furcht um die eigene Wohnstatt erweitert und beständig weiterführende Zweifel erzeugt. Kaun lässt dabei das Grauen auf die Komik treffen und das Surreale eines Traumes auf die groteske Gleichförmigkeit unserer Alltagswelt.

Die Inszenierung, die gleich fünf Regisseure (neben Kaun selbst Vanessa Valk, Frank Soehle, Christian Glötzner sowie Inka Neubert vom Theaterhaus G7) verantworten, ist Theater wie ein skurriler Spuk. Scharfenspiel und Puppentheater, das auf der kleinen Bühne aus einem multifunktionalen Möbelstück hervorzugehen scheint, mit Maren Kaun als versierte Puppenspielerin und erlebenswerte Akteurin gleichermaßen.

KULTURNOTIZEN

Zwei Vorstellungen im Theater im Pfalzbau

Noch einmal ins Theater, bevor die Kultur in die Corona-Pause geht? Das Theater im Pfalzbau in Ludwigshafen zeigt heute um 19.30 Uhr und morgen um 18 Uhr noch einmal seine Eigenproduktion „Der Sturm“ unter der Regie seines Intendanten Tilman Gersch. Für beide Vorstellungen gibt es noch Karten, Reservierung unter Telefon 0621/504-2558. |heß

Deutschlandfunk Kultur sendet Porträt der Musikhochschule

Der Radiosender Deutschlandfunk Kultur stellt am morgigen Sonntag von 20.03 bis 22 Uhr die Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Mannheim vor. Neben einem Gespräch mit dem Rektor Rudolf Meister und Studierenden sind auch in verschiedenen Besetzungen gespielte Werke zu hören. Die Aufzeichnung fand am Dienstag in der Mannheimer Epiphaniaskirche statt. |heß

Fotobiennale verlagert Diskussionen ins Netz

Die Biennale für aktuelle Fotografie setzt die im Frühjahr wegen des ersten Lockdowns unterbrochene Veranstaltungsreihe „Fotografie und Wissenschaft“ fort und verlagert sie ins Internet. Am Dienstag, 3. November, 18 Uhr, spricht die Fotografin Andrea Diefenbach mit dem Mediziner Hans Jäger unter dem Titel „Die Kamera als stiller Begleiter“ über das HIV-Virus. Eine Teilnahme per Zoom-Videokonferenz ist kostenlos möglich. Anmeldung unter www.biennalefotografie.de. Weitere Gespräche sind für den 19. November und den 24. November geplant. |heß

Recherche in der Realität

Das Mannheimer Theater Oliv widmet sich in seinem neuen Stück „Wohnort Leben“ der Einsamkeit im Alter – Ausverkaufte Premiere vor acht Zuschauern

VON HEIKE MARX

Bevor es schon wieder schließen muss, hat das kleine Theater Oliv in Mannheim schnell noch eine letzte Produktion auf die Bühne gebracht. „Wohnort Leben“ ist eine Stückentwicklung von Coralie Wolff über die Art, wie wir schon jetzt und auch in Zukunft vielleicht leben möchten: in selbst organisierter Wohngemeinschaft, die vor Vereinsamung schützt. Ein passendes Thema in Corona-Zeiten.

Mit der Corona-Pandemie hat das Stück aber ursprünglich gar nichts zu tun. Die Premiere war schon auf den 26. März angesetzt worden. „Jetzt musste sie endlich stattfinden“, sagt Coralie Wolff. Sie hat sich dafür eingesetzt, den historischen Theaterkeller durch Belüftung und Platzausdehnung coronafest zu machen. Mit acht

(acht!) Zuschauern war er zur Premiere „voll“ besetzt.

Das Theater Oliv im Allgemeinen und Co-Leiterin Coralie Wolff im Besonderen sind auf Themen der sich wandelnden Gesellschaft spezialisiert. Nicht auf Mainstreamthemen, wie derzeit Diversität, Rassismus oder Kolonialismus, sondern auf unscheinbare und daher vernachlässigte Veränderungen im Alltag, die das eigentliche Leben ausmachen. Diese realitätsnahen Recherchestücke sind oft, und meist sehr geschickt, auf Partizipation angelegt, indem das Publikum als Zuschauer einer Show oder Teilnehmer an einer Versammlung angesprochen wird. Einschließlich Fragerecht und Abstimmung. „Wohnort Leben“ ist ein solches Stück und es funktioniert auch mit nur acht Zuschauern.

Auf gedacht zweigeteilter Bühne sitzen, stehen, agieren zwei Frauen.

Beide sind 50 Jahre alt und allein. Das ist das Einzige, was sie verbindet. Jede spricht isoliert wie aus einem unsichtbaren Gehäuse heraus, dessen Inhalt sich sichtbar aufdrängt und die jeweilige Besitzerin charakterisiert (Ausstattung: Evi Roos).

Bei Penelope ist es ein Sammelsurium um einen roten Stuhl. Ihre Mutter gab ihr den ausgefallenen Namen als Zeichen einer Stetigkeit, die sie in ihr Leben bringen wollte. Aber auch Penelope ist unsterblich geworden. Ehemann und Kinder waren ein Flop („Er machte Karriere, ich wurde schwanger“), jetzt hat sie sich frei gemacht. Ihr Laden für „Dinge, die keiner braucht“ läuft gut, sie macht auf hip und esoterisch, ist voller Zuversicht, aber aufgrund vieler Enttäuschungen auch abgebrüht. Eine Klasse Bühnenrolle und Jeanette Rosen spielt sie, nicht zuletzt durch Mimik und Stimmführung, wie im echten Leben.



Führt einen Laden für Dinge, die keiner braucht: Jeanette Rosen als Penelope.

FOTO: THEATER OLIV

Die bürgerliche Doris hat mit ihrem Mann eine kleine Werbeagentur geführt. Der ist lange tot, der Tochter hat sie sich entfremdet. Ein schön arrangierter Blumenstrauß, Kerzenhalter aus Kristall, ein Stapel Bücher sind ihre Welt, in die sie sich gern mit einem Buch auf das Sofa zurückzieht. Gabriele Susemichel sitzt meist unbeweglich auf ihrem Stuhl und taucht in Erinnerungen ein.

Einmal gehen die beiden stumm und verständnislos durch die Wohnung der jeweils anderen. Die beiden trennen Welten. Aber sie sind Kandidatinnen für die letzte Wohnung in einer genossenschaftlichen WG. In Dialogeinspielungen (Hendrick Hoffmann, Coralie Wolff) kommt deren komplizierte Entstehungsgeschichte zur Sprache. Die Eigentümer-Bewohner, die das Publikum sind, prüfen nun, ob Penelope oder Doris besser in ihre WG passt. Wolff moderiert die

Versammlung, in der sich die Kandidatinnen vorstellen.

Die umtriebige Penelope schwärmt von einer WG, in der sie als Studentin lebte, von gemeinsamen Aktivitäten. Sie könne nicht kochen, gesteht Doris, Hilfsarbeiten wolle sie gern übernehmen. Penelope glänzt mit positivem Elan. Doris äußert Zweifel, ob sie sich überhaupt einfügen könne. Das eindringliche Spiel und der eingängige Text bewirken, dass sich die Zuschauer emotional und argumentativ eingebunden fühlen. Sie können ihrerseits Fragen stellen; bei der Premiere kamen zwei. Danach wurde per Zettel abgestimmt. Welche hat das Rennen gemacht, die Bunte oder die graue Maus? Wir wollen es nicht verraten. Je nach Ausgang der Abstimmung gibt es einen unterschiedlichen Schluss, in dem die Protagonistinnen erzählen, wie alles weiterging – innerhalb und außerhalb der WG.

Bloß nicht verführen lassen

Das beeindruckende und überraschend politische Gastspiel „Atara“ aus Köln im Mannheimer Eintanzhaus

VON ALEXANDRA KARABELAS

Mehr Frauen in der Kunst – das ist ein Anliegen von Daria Holme, der Intendantin des Eintanzhauses in Mannheim. Mit der Einladung an Reut Shemesh und ihre grenzüberschreitende Performance „Atara“ hat sie nun einen Wurf gelandet. Auf bestechende Weise macht die in Köln lebende Choreografin Leben und Empfinden jüdisch-orthodoxer und weltlicher Frauen sinnlich greifbar.

Drei Frauen oder vielmehr zwei Frauen und ein wie eine Frau gekleideter und frisierter Mann stehen im Zentrum dieser Aufführung. Alle tragen einen mittellangen grauen Rock, Strumpfhose, flache Ballerinas und ein geschlossenes Oberteil – Bluse oder Rolli. Ihr Haar: Pagenkopf-Perücken, wie sie orthodoxe Jüdinnen nach der Hochzeit tragen, um ihr Haar zu bedecken. Die Choreografie beginnt minimalistisch. Ort des Geschehens ist das hell ausgeleuchtete Quadrat auf dem weißen Tanzboden.

Hella Immeler und Johanna Kasperowitsch stehen etwas voneinander entfernt in einer Linie. Unmerklich knicken beide mit einem Bein ein. Zuerst einmal, dann in synchroner Ausführung viele Male, während sie sich langsam gegenläufig zueinander drehen. Es folgt ein Ausfallschritt – etwas, was man mittlerweile kaum auf einer zeitgenössischen Tanzbühne mehr sieht. Er wirkt altmodisch. Dann wird der Schritt wieder aufgelöst. Es folgt ein straffes Wegstrecken beider Arme vom Körper. Die Hälse sind gerect. Wie Schwestern sehen die bei-

den aus. Oder wie strenge Aufseherinnen. Die Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung schreit förmlich aus dieser eindringlichen Körpergeste.

Dass mit ihnen jüdische verheiratete Frauen gemeint sind, macht einem die Projektion mehrerer Fotos zu Beginn der Aufführung klar. Wie in den choreografischen Szenen später zeigt sich auch in deren Auswahl und linearer Anordnung Reut Shemeshs Talent, sehr fein zu arbeiten. Da werden von schon vergilbenden Fotografien die Hände mit Ringen hervorgehoben. Die bestumpften Beine. Die vom Brautschleier verborgene Frau. Dass diese Frauen anders sein können als

in den vielen Vorurteilen, die über sie herrschen und die sie in der ersten Sprechszene fast wie Militärs auf dem Feld von sich geben, will diese Auf-führung zeigen. Shemesh geht auch hier den geraden Weg und präsentiert eben mit Florian Patschovsky in den Frauenkleidern zugleich das Unmögliche in der von ihr reflektierten Gesellschaft: das Fließen zwischen den Geschlechtern.

Zugleich dient Patschovsky als raffinierter Spiegel für die ihre Eigenständigkeit und Weiblichkeit verlierenden orthodoxen jüdischen Frauen, sobald sie verheiratet sind – so könnte eine These lauten, die dieses Stück

formuliert. Auch das Thema Gewalt in der Ehe wird angeschnitten. Mit aufgerissenen Mündern und Bewegungen in Zeitlupe kommentieren sie immer schwerer zu verstehende Sätze darüber, dass sich die Frau nach der Heirat besonders schützen muss. Apropos: „Atara“ – was dieser Titel oder andere jiddisch oder hebräisch gesprochene Sätze bedeuten, wird nicht klar. Shemesh liefert auch keine Übersetzung, ihr kommt es eher auf den Klang der Worte an.

Doch genau hier entwickeln sich kleine Schwächen des Werkes, bleibt es doch an manchen Stellen verschlossen. So schön die gewaltigen Tanzszenen sich auch entfalten, die als etwas Besonderes erachtet werden können. Ohne sich vom zeitgenössischen Tanz verführen zu lassen, lässt sie ihre drei Darsteller zwischen-durch immer wieder mal wütend, mal kraftvoll, mal ekstatisch in Schritten und Bewegungen gemeinsam in einer Art tanzen, wie orthodoxe jüdische Gruppen unter sich feiern müssten. Allein davon eine Ahnung zu bekommen, dafür lohnte sich schon dieser Theaterabend.

Shemeshs Raffinesse reicht dabei bis zum Schluss, als die drei die Perücken abnehmen und die Röcke ausziehen. Für einen kurzen Moment hofft man, die Lebenssituation dieser gefangenen, sich selbst reflektierenden Menschen möge sich ändern. Doch sie ändern nur ihre Position im Raum, setzen die Perücken der anderen auf und lassen dann einen Epilog sprechen, in dem jeder einzelne an diesem Abend im eigenen Leben still nachfühlen darf, was noch nicht gelebt wird. Applaus!



Mit aufgerissenen Mündern: Szene aus „Atara“.

FOTO: ÖNCÜ GÜLTEKIN/FREI

Letzte Gelegenheit



Noch eine Dosis Kunst gefällig? Die Ausstellung „Junge Rheinland-Pfälzer Künstlerinnen und Künstler – Emy-Roeder-Preis 2020“ im Kunstverein Ludwigshafen, die bis Sonntag, 8. November hätte laufen sollen, wird am Montag wegen der Corona-Maßnahmen geschlossen. Heute und morgen ist sie aber noch zu sehen, jeweils von 11 bis 18 Uhr. Heute, Samstag, 14 Uhr, führt

Ramona Renner durch die Ausstellung, die 16 Positionen aus allen Bereichen der Kunst zeigt. Der Kunstverein ist im Obergeschoss des Bürgermeister-Reichert-Hauses, Bismarckstraße 44-48. Unser Foto zeigt einen Beitrag von Tobias Becker. Der Absolvent der Kunsthochschule Mainz hat den mit 5200 Euro dotierten Preis 2020 gewonnen. |heß

ARCHIVFOTO: MAC